

Ulrich Baron

150 Jahre Evolutionstheorie

Neue Bücher von und über Charles Darwin

1859 erschien in London eines der umstürzenden Bücher der Neuzeit: Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Sein Autor Charles Darwin begründete damit die Evolutionstheorie. Der Mensch wird darin nur am Ende mit einem prophetischen Satz erwähnt: »Es wird Licht fallen auf den Ursprung des Menschen und seine Geschichte«. Dass Darwin seine Theorie auch auf den Menschen bezog, hatte er in seinen Notizbüchern schon klar zum Ausdruck gebracht. Doch zögerte er aus allgemeiner Vorsicht und in Kenntnis der gesellschaftlichen Situation, die Entwicklung des Menschen bereits in seinem ersten großen Werk ausführlich zu behandeln. Tatsächlich hatte Darwins Lehre, die den Menschen seiner besonderen Stellung im Naturreich beraubte, mit enormen Widerständen zu kämpfen.

Im Jahr 1881 lieh der greise Charles Darwin seinem Kollegen George J. Romanes ein Exemplar von Wilhelm Olbers Fockes gerade erschienenem Überblickswerk *Die Pflanzen-Mischlinge*. Darin war der Name Gregor Mendel zwar vielfach erwähnt, aber die kurze Zusammenfassung von Mendels Aufsatz »Versuche über Pflanzen-Hybriden« (1865) hat Darwin nie gelesen – die entsprechenden Seiten des ausgeliehenen Bandes wurden nie aufgeschnitten. Es sollte Jahrzehnte dauern, bis Anfang des 20. Jahrhunderts die Tragweite von Mendels Einsichten erkannt wurde, während Darwins Bestseller *Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl* 1859 eine kopernikanische Wende der Biologie auslöste.

Der Begründer der Evolutionstheorie und der Begründer der Genetik hatten sich 1881 und damit kurz vor ihrem Tod um die Breite einiger unaufgeschnittener Buchseiten verpasst. Dabei hatte Mendel, wie Chris Buskes in seinem Buch *Evolutionär denken* unterstreicht, anhand seiner Kreuzungsversuche mit Erbsen darstellen können, »daß Eigenschaften nach bestimmten Regeln vererbt werden«. Damit hatte er die Mechanismen erkannt, welche die »natürliche Zuchtwahl« der Evolution bestimmten: »Mendel zeigte, dass bestimmte Merkmale, beispielsweise die gelbe oder grüne



Ulrich Baron

(* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de

Farbe der Erbsen, über Generationen verborgen bleiben können, um irgendwann in einer Generation wieder aufzutauchen.«

Mendels Einsichten eröffneten das weite Feld der Genetik, dessen molekularbiologischen Zusammenhänge für Darwin und seine Zeitgenossen jenseits des Horizontes lagen. Rätselhaft waren damals auch die Prozesse, durch die sich aus einer befruchteten Eizelle ein Individuum entwickelte. An diese Schnittstelle von Embryologie und Evolutionsbiologie, die man heute unter das Schlagwort »Evo Devo« (*Evolutionary Developmental Biology*) fasst, führt der amerikanische Molekularbiologe Sean B. Carroll in seinem gleichnamigen Buch.

Carrolls glänzend geschriebenes Werk zeichnet sich auch durch den Respekt aus, mit dem er die Begeisterung Darwins für Humboldts Reiseberichte registriert. Humboldts *Reise in die Äquinocial-Gegenden des neuen Continents* wertet Carroll als Leit-

faden, den der vor 200 Jahren, am 12. Februar 1809, geborene, noch halbherzig zwischen Theologie und Medizin schwankende junge Darwin begeistert ergriff, als sich ihm 1831 die Chance zur mehrjährigen Reise mit dem Vermessungsschiff *Beagle* bot.

Es wurde eine der folgenreichsten Expeditionen der Weltgeschichte, die das Bild des Lebens auf der Erde und das menschliche Selbstverständnis revolutionierte. Nach seiner Rückkehr schrieb Darwin mit *Die Fahrt der Beagle* seinen ersten Bestseller, in dem bereits die Keime der Evolutionstheorie zu entdecken sind. Mit den Reisewerken eines Forster und Humboldt zählt das Buch auch in literarischer Hinsicht zu den Meisterleistungen wissenschaftlicher Welt erkundung.

Darwin hatte sich auf seine Weltumsegelung praktisch und theoretisch gut vor-

bereitet. Er wusste nicht nur, wie man ein Mikroskop benutzt, sondern auch, wie man Vogelbälge und Krabben, Seeanemonen und Reptilien präpariert und konserviert. Sein Mentor, der Botaniker John Stevens Henslow, hatte ihm nebst Humboldts *Vom Orinoko zum Amazonas* auch Charles Lyells gerade erscheinende *Principles of Geology* mitgegeben – deren Fortsetzungen ließ Darwin sich nachschicken.

Sir Charles Lyell war für die Geologie, was Darwin für die Biowissenschaften werden sollte. Den gegenwärtigen Zustand der Welt sah er nicht als Folge eines einmaligen Schöpfungsaktes oder einer welter-schütternden Katastrophe, die die Erde in Sintfluten hatten ertrinken lassen, sondern als Ergebnis der natürlichen Prozesse von Erosion und Sedimentbildung, von Erdbeben und Vulkanismus – als eine langfristige Folge von Aufbau, Zerstörung und Umgestaltung.

Darwin erwies sich als Lyells gelehrigster Schüler. Er entdeckte fossile Meeresmuscheln auf Bergen und beobachtete, wie in der Südsee winzige Seeorganismen Unterwassergebirge aus Korallen aufbauen. Als in Chile die Erde bebte, erfasste er intuitiv, dass der Mensch nur wenige Meilen festen Bodens unter seinen Füßen hat: »Die Erde, der Inbegriff von Festigkeit schlechthin, hat sich unter unseren Füßen bewegt wie eine dünne Kruste über Flüssigkeit – eine Sekunde der Zeit hat im Geist einen seltsamen Begriff von Unsicherheit geschaffen, wie ihn stundenlanges Nachdenken nicht erzeugt hätte.«

Besonders inspirierend war sein Besuch auf den vulkanischen Galapagos-Inseln: »Most of the organic productions are aboriginal creations, found nowhere else«, schrieb er – »we seem to be brought somewhat near to that great fact – that mystery of mysteries – the first appearance of new beings on this earth.« Auch wenn hier noch nicht von neuen Arten (»species«), sondern von neuen Wesen (»beings«) die Rede ist, deutet Darwins Formulierung »aboriginal crea-

tions« (»ursprüngliche Schöpfungen«) eher auf ein evolutionäres Prinzip als auf einen einmaligen Schöpfungsakt hin.

Viele solcher Einsichten hat der Reisende Darwin buchstäblich der Natur – Felswänden, Fossilien, Korallenriffen – abgelesen. So hat sich Jürgen Neffe anregen lassen, der Reiseroute Darwins zu folgen und dessen Theorien durch einschlägige Exkurse gleichsam vor Ort ausreifen zu lassen. Das bietet einen lebendig geschriebenen Einstieg, wobei Nefes eigene, im Magazin-Stil aufbereitete Reiseerlebnisse entbehrlich wären. Wenn eine archäologische Fundstelle »Daumenkino für die Fantasie« genannt wird, bleibt das hinter der Vorlage zurück, und Nefes Konzept, das Heranreifen des Schreibtischgelehrten Darwin im Rahmen des abenteuerlichen Reiseverlaufs zu erfassen, fördert ein irreführendes Bild wissenschaftlicher Entwicklung.

So interessant argentinische Gauchos, denen Neffe einigen Raum widmet, sein mögen – eine weniger abenteuerliche Teerunde im Hause Lyells, die er ebenfalls beschreibt, dürfte wissenschaftsgeschichtlich weitaus wirkungsmächtiger gewesen sein. Hier traf Darwin den Anatomen Richard Owen, eine bald maßgebende Gestalt im britischen Wissenschaftsbetrieb, der mit der Bestimmung der wichtigsten Fossilfunde der *Beagle*-Expedition glänzen konnte.

Mochte der heimgekehrte Charles Darwin äußerlich zu einem von Skrupeln und Magenbeschwerden geplagten Stubengelehrten und *Pater familias* mutieren, so war sein geistiges Leben aufregender als das des jungen Gentleman-Forschers. Er verfügte über sensationelle wissenschaftliche Schätze, deren geschickte Verteilung ihm einen Platz im Gelehrten-Establishment sicherte. Gleichzeitig ging er daran, mit der konsequenten Auswertung seiner Beute im Sinne der Evolutionstheorie die wissenschaftliche Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern. Anders als sein ebenfalls weitgereister, doch längst nicht so etablierter Konkurrent Alfred Russell Wallace, der oft als

Opfer von Darwins Erfolg dargestellt worden ist, bereitete Darwin die Durchsetzung seiner Theorien diplomatisch vor, indem er sich einflussreiche Kollegen gewogen machte, Mitstreiter fand und sich gegen Gegner wappnete.

Darwins Briefe liefern nicht nur eindrucksvolle Einblicke in Gedankenwelt und Beziehungsgeflecht des Forschers, sie zeugen auch von den Anstrengungen, die nötig sind, um einen Paradigmenwechsel vorzubereiten. »... es ist wirklich schrecklich vorzeitig, ein résumé von einem unpublizierten Werk ohne gründliche Verweise zu geben«, klagte er im Mai 1856, als der Druck immer größer wurde, endlich seine Theorie zu publizieren, an der er nach eigenen Worten bereits seit achtzehn Jahren arbeitete.

Wenn Rilke über einen Dichter schrieb, dass er das Ungefähre hasste, so gilt das auch für den skrupulösen Forscher Charles Darwin. Ein schönes Beispiel zitiert Ernst Peter Fischer in seinem illustrierten *Großen Buch der Evolution*. Dabei geht es nicht zuletzt um die Frage, ob Darwin Sozialdarwinist gewesen sei. Aus seiner Formel vom »Kampf ums Dasein« (*»struggle for existence«*) habe man geschlossen, das Leben sei ein ewiger Kampf aller gegen alle, in dem nur die Stärksten überlebten. Fischer zitiert Darwin hingegen mit einer Passage, die zeigt, dass sich der »struggle for existence« keineswegs gegen einen anderen richten muss: »Mit Recht kann man sagen, dass zwei hundartige Raubtiere in Zeiten des Mangels um Nahrung und Dasein kämpfen; aber man kann auch sagen, eine Pflanze kämpfe am Rande der Wüste ums Dasein, obwohl man das ebenso gut ausdrücken könnte: Sie hängt von der Feuchtigkeit ab.«

Nachdem der Mönch Gregor Mendel am 6. Januar 1884 gestorben war, wurden seine persönlichen und wissenschaftlichen Aufzeichnungen im Innenhof seines Klosters verbrannt – nicht aufgrund ihrer Anstößigkeit, eher aus Geringschätzung. Zwei Jahre zuvor war der am 19. April 1882 verstorbene Leugner der göttlichen Schöp-

fungsgeschichte Charles Darwin unter großer öffentlicher Anteilnahme in einem Ehrengrab der Westminster Abbey beige-
setzt worden.

Der Vergleich der Schicksale Mendels und Darwins zeigt, dass es in der Wissenschaft nicht allein um den Exklusivitätsanspruch auf Theorien geht, sondern auch um deren Durchsetzung. Darwin war sich des Provokationsgehaltes seiner Lehre sowie der Schwierigkeiten, die ihm ihre Publikation bereiten würde, bewusst. »Wo auf dem Angesicht der Erde«, fragte er, »können wir einen Fleck finden, auf dem nähere Untersuchung nicht die Zeichen des endlosen Kreises der Veränderung entdecken wird, dem diese Erde unterworfen war, ist und sein wird?« Er selbst konnte die Veränderung maßgeblich befördern, weil er die Mittel und die Position dazu besaß, anders als Mendel, der zu Freunden gesagt haben soll: »Meine Zeit wird kommen.« Beide verbindet die Einsicht Darwins, die auch

der Auswahl seiner Briefe den Titel gab: »Nichts ist beständiger als der Wandel.«

Charles Darwin: Die Fahrt der Beagle. Marebuchverlag, Hamburg 2006, 672 S., € 39,90.

Ders.: Über die Entstehung der Arten. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2008, 560 S., € 49,90.

Ders.: Nichts ist beständiger als der Wandel. Briefe 1822-1859. Insel Verlag, Frankfurt/M. 2008, 412 S., € 36,00.

Chris Buskes: Evolutionär denken. Darwins Einflüsse auf unser Weltbild. Primusverlag, Darmstadt 2008, 360 S., € 29,90.

Sean B. Carroll: Evo Devo. Das neue Bild der Evolution. Berlin University Press 2008, 318 S., € 44,90.

Ernst Peter Fischer: Das große Buch der Evolution. Fackelträger, Köln 2008, 416 S., € 39,95.

Jürgen Neffe: Darwin. Das Abenteuer des Lebens. C. Bertelsmann, München 2008, 526 S., € 22,95.

Volker Ullrich

Das Rätsel Himmler

Peter Longerichs Biografie des »Reichsführer SS«

Es ist den Historikern immer schwergefallen, die blasse Persönlichkeit Himmlers mit der Ungeheuerlichkeit seiner Taten in Verbindung zu bringen. Und vielleicht ist das der Grund dafür, dass es – außer einigen Vorstudien amerikanischer Autoren – bislang keine umfassende Biografie des zweitmächtigsten Mannes nach Hitler gab. Die auffallende Lücke in der Literatur zum Nationalsozialismus schließt nun Peter Longerich mit seiner Biografie, die zweifellos zu den wichtigsten historischen Neuerscheinungen des letzten Buchherbstes zählt.

Volker Ullrich

(*1943) ist Historiker und Publizist; er leitet seit 1990 das Ressort Politisches Buch bei der Zeit in Hamburg.

ullrich@zeit.de



Ende Mai 1945 nahm eine britische Patrouille in der Nähe der norddeutschen Stadt Bremervörde einen kleinen, verdächtig wirkenden Mann in abgerissener Zivilkleidung fest, dessen Soldbuch ihn als Feldwebel Heinrich Hitzinger auswies. Es dauerte nur zwei Tage, bis die wahre Identität festgestellt war: Heinrich Himmler,

ehemaliger Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei. Die britischen Vernehmungsoffiziere wollten zunächst nicht glauben, dass ihnen mit diesem unscheinbaren Mann einer der meistgesuchten Verbrecher aus der Führungsriege des »Dritten Reiches« ins Netz gegangen war. Bevor sie Näheres in Erfahrung gebracht hatten, tötete sich Himmler durch die im Mund versteckte Zyankalikapsel.

Peter Longeric, Jahrgang 1955, einer der produktivsten und anregendsten deutschen Zeithistoriker, derzeit Lehrer für Geschichte am Royal Holloway-College der Universität London, hat sich nun dem »Rätsel Himmler« anzunähern versucht. Er hat zuvor ein Standardwerk zur Geschichte der SA geschrieben (*Die braunen Bataillone*, 1988), in minutiöser Recherche den Entscheidungsprozess rekonstruiert, der zur Ermordung der europäischen Juden führte (*Politik der Vernichtung*, 1998), und als erster Historiker die lange tabuisierte Frage untersucht, welche Kenntnis die Deutschen tatsächlich vom Holocaust hatten (*Davon haben wir nichts gewußt!*, 2006). Auch sein neues Buch zeichnet sich, wie die vorhergehenden, durch ein breites Quellenfundament und die seltene Kombination von analytischer Schärfe und anschaulicher Darstellung aus.

Besonders aufschlussreich ist das Großkapitel über den jungen Himmler. Der Versuchung, die monströsen Verbrechen des Reichsführers SS aus einer abnormen Persönlichkeitsbildung abzuleiten, ist Longeric nicht erlegen. Er zeigt: Nichts in Himmlers Kindheit und Jugend deutet bereits auf die spätere Karriere als Massenmörder hin. Der 1900 geborene Sohn eines Münchner Gymnasiallehrers wuchs vielmehr in einem wohlbehüteten, katholisch-bildungsbürgerlichen Milieu auf. Der Vater war nicht der tyrannische Despot, als den ihn Alfred Andersch in seiner autobiografischen Schulgeschichte (*Der Vater eines Mörders*, 1980) porträtiert hat. Die Erziehung im Hause Himmler war streng,

aber durchaus liebevoll. Heinrich Himmler bekam, wie seine beiden Brüder, eine gediegene humanistische Ausbildung; die Lehrer stellten dem strebsamen Schüler die besten Zeugnisse aus.

Doch der Erste Weltkrieg und vor allem die schwierigen Nachkriegsjahre bedeuteten einen Bruch. Longeric beschreibt Heinrich Himmler als einen typischen Vertreter der »Kriegsjugendgeneration« – zu jung, um selbst als Soldat an die Front geschickt zu werden, aber alt genug, um den Krieg als einschneidendes Erlebnis zu erfahren. Nachdem sich der Wunsch, Offizier zu werden, durch die militärische Niederlage und die Revolution von 1918 zerschlagen hatte, orientierte sich der körperlich schwächliche, ewig kränkelnde junge Mann am Leitbild des Soldaten. Im Umgang mit anderen eher gehemmt, lernte er, seine Unsicherheit hinter einem Schutzschirm aus Kühle, Härte und Sachlichkeit zu verbergen. »Sich selbst zu beherrschen und Affekte möglichst zu vermeiden, wurde ihm zur zweiten Natur.« Longeric sieht darin einen psychologischen Schlüssel für das spätere Verhalten des Reichsführers-SS, der seinen Männern gegenüber von einem geradezu manischen Kontrollbedürfnis erfüllt war.

Allerdings macht der Autor deutlich, dass Himmlers Weg ins Lager der radikalen Rechten ohne den spezifischen Münchner Kontext kaum zu verstehen ist. Die bayerische Hauptstadt war in den frühen zwanziger Jahren ein Zentrum der Gegenrevolution. Schon früh engagierte sich der Student der Agrarwirtschaft in paramilitärischen Verbänden. Über das, was er damals las, hat Himmler genau Buch geführt, und Longeric nutzt diese Quelle, um die ideologische Entwicklung seines Protagonisten nachzuzeichnen. Am Ende stand ein geschlossenes völkisches Weltbild – ein krudes Gemisch aus Antisemitismus, Rassismus und Antimodernismus, angereichert mit okkulten Elementen und einer schwärmerischen Verklärung der Germanen.

Den Entschluss, seine berufliche Zukunft ganz mit der Partei Hitlers zu verknüpfen, fasste Himmler nach dem gescheiterten Putsch vom 9. November 1923. Longerich verfolgt die Stationen eines raschen Aufstiegs. Seine ersten Sporen verdiente sich Himmler als Landagitator der NSDAP in Niederbayern. 1926 berief ihn Gregor Strasser zum stellvertretenden Propagandaleiter in die Münchner Parteizentrale, 1929 wurde er mit der Führung der damals noch kleinen »Schutzstaffel« beauftragt – eine Position, die er für den Aufbau eines einzigartigen, ganz auf seine Person zugeschnittenen Machtkomplexes nutzte.

Himmler übernahm die SS zu einem Zeitpunkt, als die NSDAP und die ihr angegliederten Organisationen sich innerhalb kürzester Zeit zu einer Massenbewegung formierten. Sinnvollerweise weitet sich nun die Perspektive der Biografie aus: Die private Person tritt hinter der Funktion des Reichsführers SS zurück. In den Vordergrund rückt die Geschichte der SS, der Himmler in hohem Maße seinen persönlichen Stempel aufzuprägen vermochte. »Ohne den Mann an ihrer Spitze lässt sich diese heterogene, ständig expandierende und sich radikalisierte Organisation nicht umfassend erschließen.« Himmler profilierte die SS in Abgrenzung von der SA als eine Hitler ergebene, disziplinierte Eliteorganisation, die den Staatsterror auf geräuschlose, aber höchst effektive Weise praktizierte. Er stiftete den inneren Zusammenhalt seines »Ordens« durch einen spezifischen Kult und verordnete einen strengen Verhaltenskanon, dem sich die SS-Männer zu unterwerfen hatten. Interessant ist der Nachweis, dass er besonders solche Männer in seine Umgebung holte, die in berufliche Schwierigkeiten geraten waren und nun, vom Reichsführer SS aufgefangen, ihm um so bereitwilliger dienten.

Longerich korrigiert ein beliebtes Klischee: Himmler war keineswegs der pedantische, farblose Bürokrat, als den man ihn immer wieder bezeichnet hat. Außer

organisatorischen Fähigkeiten verfügte er über ein hohes Maß an Zähigkeit und Intelligenz, um sich im Machtgerangel gegen alle Konkurrenten durchzusetzen. Seine eigentliche Stärke bestand laut Longerich darin, Ideologie und Machtpolitik flexibel zu verbinden und für sein wachsendes SS-Imperium immer neue, auf die wechselnden Bedürfnisse des NS-Staates zugeschnittene Aufgabenfelder zu erschließen. So entwarf er, nachdem ihn Hitler 1936 auch noch zum Chef der Deutschen Polizei ernannt hatte, ein umfassendes Konzept für eine Verschmelzung von SS und Polizei zu einem »Staatsschutzkorps«, das präventiv gegen alle vermeintlichen Gefahren für »Volk und Rasse« vorgehen sollte.

Als das »Dritte Reich« Ende der 30er Jahre zur kriegerischen Expansion überging, eröffnete sich für Himmler eine weitere Dimension des Staatsterrors. In seiner neuen Funktion als »Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums« konnte er nun darangehen, mit Hilfe von SS und Polizei die eroberten Gebiete einer »völkischen Neuordnung« zu unterziehen. Sein Fernziel war die Schaffung eines »Großgermanischen Reiches«, wobei die Vertreibung, Versklavung und Vernichtung von Millionen »Fremdvölkischen« kühl einkalkuliert wurde. Mit dem Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion rückte die monströse rassistische Utopie in den Bereich des Realisierbaren.

In diesen Kontext ordnet Longerich auch den Mord an den europäischen Juden ein. Er sieht Himmler als die treibende Kraft, ohne die letztlich ausschlaggebende Rolle Hitlers in Frage zu stellen. Wiederholt griff der Reichsführer SS persönlich ein, um den in Gang gesetzten Massensmord an der jüdischen Bevölkerung in den besetzten Ostgebieten voranzutreiben und ihn seit Frühjahr 1942 schrittweise auf alle europäischen Juden auszudehnen – immer in der gewissen Annahme, damit den Willen des Diktators zu exekutieren.

Die Kriegswende von 1942/43 entzog den Plänen vom »Großgermanischen Reich« die Grundlage. Doch das Mordenging weiter, und Himmler konnte seine Machtstellung sogar noch ausbauen. Im August 1943 wurde er zum Reichsinnenminister ernannt und nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 auch noch zum Chef des Ersatzheeres. Der immer wieder geäußerten Vermutung, dass er über die Vorbereitungen des Staatsstreiches informiert gewesen sei, aber bewusst nicht eingegriffen habe, tritt Longerich entgegen. Himmlers Schergen seien zwar die Aktivitäten der Widerständler nicht völlig verborgen geblieben, aber von einer Aufdeckung der Verschwörung seien sie im Juli 1944 weit entfernt gewesen.

Erst im Frühjahr 1945, als sich das Ende des »Dritten Reiches« näherte, sank auch Himmlers Stern. Sein Versuch, in letzter Minute einen Separatfrieden mit

den Westmächten anzubahnen, empfand Hitler als Verrat, und er verstieß Himmler aus der Partei und allen seinen Ämtern.

Peter Longerich hat die selbstgestellte Aufgabe, die schwer zugängliche Persönlichkeit Heinrich Himmlers und die Motive seines Handelns zu enträtseln, auf vorbildliche Weise erfüllt. Die Frage, warum gerade dieser Mann zu einem der fürchterlichsten Verbrecher der Weltgeschichte werden konnte, beantwortet er, indem er die Deutung der persönlichen Antriebe mit der Analyse der Strukturgesetze und Machtmechanismen des SS-Staates verschränkt. Gerade in dieser Verbindung von Biografie und Strukturgeschichte liegt die besondere Leistung seines Werkes, das der großen Hitler-Biografie von Ian Kershaw gleichrangig an die Seite zu stellen ist.

Peter Longerich: Heinrich Himmler. Biografie. Siedler Verlag, München 2008, 1.014 S., € 39,95.

Rudolf Maresch

Rückkehr zum Wettkampf der Großmächte

Robert Kagans Theorie der neuen Weltordnung

Hat das Ende des Kalten Krieges eine neue Ära in der Menschheitsentwicklung eingeläutet? Oder sind die ehernen Gesetze von Geschichte und Politik, die Kämpfe um Einfluss, Ansehen und Rang, nach wie vor intakt? Werden Rivalität und Konkurrenz unter den großen Mächten auch das 21. Jahrhundert prägen? Oder gibt es Hoffnung auf eine Kantische Friedensordnung, in der sich die Weltmächte als gleichwertige Partner achten und ihr Handeln eher an Recht und Gesetz orientieren? Solchen Fragen geht Robert Kagan, der Theoretiker der amerikanischen Neokonservativen, in seinem neuen Buch nach.

Es war Samuel Huntington, der schon bald, nachdem Francis Fukuyama die Losung vom *end of history* ausgegeben hatte, die Idee vom weltweiten Siegeszug der Demokratie ins Reich der Träume verwies. Trotz einer Vielzahl neuer Demokratien, die sich im Osten Europas konstituiert hatten, sah er neue Bruchlinien und Konflikte am



Rudolf Maresch

(* 1954) ist Publizist, Kritiker und freier Autor.
Lebt in Lappersdorf/Bayern.

mail@rudolf-maresch.de

Horizont aufsteigen, dort, wo unterschiedliche Kulturen aufeinanderprallten und sich unversöhnlich gegenüberstünden.

Die blutigen Ereignisse in Zentralasien, im Mittleren Osten oder am Kaukasus schienen ihm Recht zu geben. Die Geschichte hatte aber höchstens eine kleine Auszeit genommen. Diese »geopolitische Verschnaufpause«, so Robert Kagan, Kolumnist des *Wall Street Journal* und außenpolitischer Berater John McCains, vor fünf Jahren in seiner Streitschrift *Macht und Ohnmacht*, sei spätestens mit dem Angriff auf die Zwillingsstürme passé. Die »neue Weltordnung«, die Fukuyama und Bush-Vater verkündet hatten, sei »Trugbild« geblieben. Die Erwartung, dass sich die Demokratie zwangsläufig durchsetzen werde, habe sich nicht erfüllt. Stattdessen sei das »Zeitalter der Geopolitik« zurückgekehrt und mit ihr jener »Großmachtnationalismus«, der schon das 19. und 20. Jahrhundert geprägt hat. Im Brennpunkt stün-

den wieder politische Interessen, die von Macht diktiert werden, und nicht Geoökonomie, Ideologieschwund und harmonischer Austausch unter den Nationen.

Den Grund dafür sieht Kagan im rasanten wirtschaftlichen Aufstieg, den Russland und China genommen haben. Er zwingt der liberalen Welt einen neuen Antagonismus »welthistorischen Ausmaßes« auf. So lautet die Kernthese seines neuen Essays *The Return of History and the End of Dreams*, dem der deutsche Verlag den irreführenden Titel *Die Demokratie und ihre Feinde* gegeben hat.

Demokratie versus Autokratie

Nach der schlimmen Erfahrung, die es mit dem Wirtschaftsmodell der *Chicago Boys* gemacht hat, habe Putins Russland seine Liebe zum politischen Kurs des Westens wieder verloren und sich neuerlich dem Autokratismus verschrieben. Gestärkt durch die Milliarden aus dem Öl- und Gasgeschäft, sei das Land zu den Ambitionen einer Großmacht zurückgekehrt, die globale Interessen verfolge. Ähnliches gelte für das »Reich der Mitte«. Seitdem China den Turbokapitalismus als neues Aufbauprogramm entdeckt habe, baue es seine Wirtschaftsmacht und militärischen Ansprüche stetig aus. Selten habe sich eine Nation derart schwungvoll vom Zustand der Schwäche in einen Zustand der Stärke entwickelt wie China.

Der wirtschaftliche Höhenflug der beiden Mächte beweise, dass sich Wohlstand und Autokratie keinesfalls widersprechen müssten. Prosperität und Sicherheit lassen sich herstellen, ohne dass ein Land gezwungen sei, den Preis politischer Liberalisierung zu zahlen. Damit würde die alte, längst für überwunden gehaltene Rivalität zwischen Liberalismus und Absolutismus neu angeheizt. Sollten sich andere Länder die Erfolge Russlands und Chinas zum Vorbild nehmen, könnte das zu einem

globalen Wettbewerb führen, bei dem der Westen sein »Monopol auf den Globalisierungsprozess« gänzlich verlieren könnte.

Um sich für diese ideologische Auseinandersetzung zu wappnen, sollten sich laut Kagan die großen Demokratien dieser Welt zu einer machtvollen Allianz zusammenschließen. Ein solcher »Bund der Demokratien« sollte die UN ergänzen, aber nicht ersetzen. Was diese »Achse der Guten« allerdings bewirken könne, ob Länder wie Indien, Indonesien und Japan sich einer solchen US-geführten Liga anschließen und ob auch so zweifelhafte Demokratien wie Pakistan, Ägypten und Saudi-Arabien dazu gehören sollten, darüber schweigt sich der Machtpolitiker Kagan beharrlich aus.

Von der Realität geküsst

Wer den politischen Weg des Autors kennt, den werden seine jetzige Haltung und Positionierung überraschen. Noch vor mehr als zehn Jahren hatte er, zusammen mit seinem neokonservativen Förderer Bill Kristol, in *Foreign Affairs* das genaue Gegenteil verkündet. Seinerzeit war er noch der Ansicht gewesen, dass der Zusammenbruch der Sowjetunion die Welt grundlegend verändert habe. Die USA hatten eine globale Hegemonie erreicht wie einst nur »das alte Rom im Mittelmeerraum«. Die »Geopolitik«, deren Rückkehr Kagan nun feiert, hatte sich erledigt, weil die einzige Weltmacht aufgrund ihrer Stärke in der Lage war, alle »Monster dieser Welt« zu beseitigen oder in die Schranken zu weisen – im *Focus* nannte er damals »Bagdad und Belgrad, Pjöngjang und Beijing«. Die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, die nicht die Besonderheiten einer Kultur wiedergibt, sondern universale Geltung beansprucht, lieferte ihm die Berechtigung dafür.

Vom Dreiklang aus *Preemption*, *Regime Change* und Demokratie-Export, dem Kagan lange Zeit huldigte, lesen wir heute

nichts mehr. Während am Hindukusch und im Zweistromland Kriege toben und US-Soldaten sterben, ist der Machtanalytiker längst zu den Konfliktfeldern von morgen weitergezogen. Mit keiner Silbe geht er auf den Schlamassel ein, den die neokonservative Politik im Irak oder in Afghanistan angerichtet hat. Sowohl der Irak, den er noch 2003 als »historischen Pivot« bezeichnete, als auch der Irak-Feldzug, den er so leidenschaftlich gefordert und unterstützt hatte, werden konsequent ignoriert.

Das neokonservative Geschwätz von gestern interessiert ihn nicht mehr. Der Gipfelstürmer von einst ist ins Lager der politischen Realisten gewechselt. »Die Realisten«, liest man verwundert, »hätten ein wesentlich klareres Verständnis von der unverwechselbaren Natur des Menschen«. Als Gewährsleute für den Kampf gegen den neuen Autokratismus gelten jetzt Henry Morgenthau jr. und der Theologe Reinhold Niebuhr, aber auch Dean Acheson, der Vater der Truman-Doktrin und Architekt der US-Containmentpolitik.

Trotz aller politischen und militärischen Rückschläge bleiben die USA für Kagan auch weiterhin die »unverzichtbare Nation«. Einen chinesischen Strategen zitiert er mit dem Satz: »Wir leben in einer Welt, in der eine einzige Supermacht und mehrere Großmächte nebeneinander existieren.« Angesichts des Zerfalls der US-dominierten Finanzweltordnung ist das eine gewagte Behauptung. Der Rest der Welt sitzt längst nicht mehr, wie noch Acheson zu Beginn des Kalten Krieges formulieren konnte, »im Dienstwagen«, während die USA die »Lokomotive an der Spitze der Menschheit« bilden. Mit dem Börsencrash steht in Frage, ob die Weltmacht die Hoheit über den Globalisierungsprozess behalten kann und »die Sache Amerikas«, nach der Formulierung Benjamin Franklins, wirklich »die Sache der ganzen Menschheit« ist.

Robert Kagan: Die Demokratie und ihre Feinde. Wer gestaltet die neue Weltordnung? Siedler Verlag, München 2008, 137 S., € 16,95.

Annalisa Viviani

Papst & Teufel**Neues aus den Archiven des Vatikans****Annalisa Viviani**

(* 1949) ist freie Lektorin,
Publizistin und Übersetzerin
in München.



Viviani.AutorenEdition@gmx.de

Nicht erst seit Rolf Hochhuths *Der Stellvertreter* von 1963 gilt die Haltung des Vatikans zum Nationalsozialismus als zwieglig. An die 100.000 Aktenbündel aus seinen geheimen Archiven machte der Heilige Stuhl 2003 und 2006 der Forschung erstmals zugänglich. Sie decken die Zeit von 1922 bis 1939, also das Pontifikat Pius' XI., ab und enthüllen bereits viel über den Mann, der ihm als Pius XII. auf dem Stuhl Petri nachfolgen sollte. Denn Eugenio Pacelli war von 1917 bis 1929 Nuntius in Deutschland und als Kardinalstaatssekretär die rechte Hand des Kirchenoberhauptes gewesen.

Der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf hat seit 2003 in den Vatikanischen Archiven recherchiert und legt in seinem Buch *Papst & Teufel* seine bisherigen Forschungsergebnisse vor. Wolfs Buch ist keine Fortsetzung der Fantastereien des Thrillerautors Dan Brown, der im Jahr 2000 mit seinem Roman *Illuminati* und seinen vermeintlichen Enthüllungen über die Vatikanischen Archive weltweit für Furore sorgte. Als seriöser Wissenschaftler wertet Wolf die Akten aus den Jahren 1922 bis 1939 aus, die bereits Aufschluss über die diplomatische Tätigkeit von Eugenio Pacelli geben.

Schon der Titel des Buches weist auf die Spannung hin, die Wolf als kennzeichnend für das Verhältnis des Heiligen Stuhls zum

totalitären Naziregime hält. Der Vertrag zwischen dem Vatikan und dem »Dritten Reich« – das Reichskonkordat – war für Hitler der erste große außenpolitische Erfolg, für Papst Pius XI. ein Schutz der katholischen Kirche vor dem Nationalsozialismus. Am 20. Juli 1933 in Rom unterzeichnet, regelt das Konkordat bis heute das Verhältnis zwischen Kirche und Staat in Deutschland. Und bis heute, so Hubert Wolf, gilt es vielen als »Pakt des Papstes mit dem Teufel«. Vor der Weltöffentlichkeit sollte ein völkerrechtlicher Vertrag die Kompromissbereitschaft Hitlers dokumentieren und den Verdacht der Kirchenfeindlichkeit des Regimes widerlegen. Dem Vatikan erschien dieser Weg als die einzige Möglichkeit, den Status der katholischen Kirche als öffentliche Einrichtung im Deutschen Reich zu erhalten. Wie aus den jetzt zugänglichen Quellen hervorgeht, sprach Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli als Verhandlungsführer von einer »Pistole«, die gegen seinen Kopf gerichtet gewesen sei.

Wolf geht es nicht um das Schweigen Pius' XII. zur Judenvernichtung. Die Gründe dafür werden erst vollends aufgedeckt werden, wenn der Vatikan auch seine Archive für die Kriegszeit öffnen wird. Ihm geht es vielmehr darum, eine Wissenschaftskontroverse zu führen, die auch in ökumenischer Hinsicht relevant ist. Viele sehen Eugenio Pacelli, der sich lange um einen völkerrechtlichen Vertrag zwischen der römischen Kurie und dem Deutschen Reich bemüht hatte, als Drahtzieher hinter dem Konkordat, das der Vatikan nach relativ kurzen Verhandlungen am 20. Juli 1933 unterzeichnete. War es eine Begünstigung des Nationalsozialismus?

Hubert Wolf beweist anhand seiner Archivstudien, dass in vielen Fällen zu Un-

recht Vorwürfe gegen die katholische Kirche und Pacelli erhoben wurden, da die Akten dokumentieren, wie im Vatikan gerungen wurde, um in ethischer Verantwortung mit dem Nationalsozialismus umzugehen. Er zeigt, dass der »Diplomat« Pacelli keine Kontrolle über die deutschen Bischöfe hatte. Denn diese, vornehmlich um das eigene Wohl besorgt, setzten 1933 auf Verhandlungen mit den neuen Machthabern und ebneten durch leichtfertiges Vertrauen auf Hitlers Zusagen den Weg für das Konkordat. Pacelli habe wählen müssen zwischen einem Vertrag zu den von Hitler auferlegten Bedingungen und der »praktischen Ausschaltung der katholischen Kirche im ›Dritten Reich«.

Eine jahrzehntelange Forschungskontroverse drehte sich um die These, für das Konkordat habe die katholische Kirche mit der Zustimmung der *Zentrumspartei* zu Hitlers Ermächtigungsgesetz und der Selbstauflösung der Partei am 5. Juli 1933 bezahlt – letztlich auf Betreiben Roms.

Diese Annahme kann heute eindeutig als widerlegt gelten. Die Archivadokumente bestätigen, dass die Entscheidungen allesamt in Deutschland gefallen sind. Pacelli etwa sagte in einem vertraulichen Gespräch, er habe von der Auflösung des »Zentrums« erst »aus der Zeitung erfahren«. Im Übrigen schadete diese Entwicklung den Konkordatsverhandlungen eher, als dass sie ihnen nützte. Denn für Rom entfiel damit ein entscheidendes Druckmittel. Dementsprechend unscharf blieb, welche katholischen Verbände laut Konkordat genau unter den Schutz der »religiösen Sphäre« fallen sollten – für die Nazis später eine Gelegenheit, den Vertragstext eigenmächtig auszulegen.

Hubert Wolf vermag es, nüchtern und spannend zugleich, erstmals die heftigen Auseinandersetzungen zwischen Philosemiten und Antisemiten, Diplomaten und Fundamentalisten, den Bischöfen vor Ort und der Kurie in Rom vor Augen zu führen. Warum kam Alfred Rosenbergs *Der*

Mythos des 20. Jahrhunderts, das Buch eines der größten Ideologen des Nationalsozialismus, auf den Index, hingegen Hitlers *Mein Kampf* nicht? Warum schwing der Heilige Stuhl zur Judenverfolgung? Wolf ereifert sich zwar an keiner Stelle des Buches für die katholische Kirche, räumt sogar ein, dass es »unbestreitbar auch einen christlichen beziehungsweise katholischen Antisemitismus« gegeben habe, wehrt sich aber entschieden gegen Daniel Goldhagens Vorwurf, die katholische Kirche sei samt und sonders antisemitisch eingestellt gewesen.

Ausführlich geht der Kirchenhistoriker auf die mutigen Protestpredigten des Münsteraner Bischofs Clemens August Graf von Galen ein, der öffentlich gegen die Tötung »lebensunwerten Lebens« auftrat. Sowohl Pius XI. als auch Pius XII. seien aber »als obersten Hirten aller Katholiken auf der ganzen Welt« die Hände gebunden gewesen. Trotz der Verurteilung des Antisemitismus habe der Vatikan gezaudert, wenn es um die Bitte Verfolgter ging, den antijüdischen Terror lautstark zu verurteilen. Als

Beispiel für die »tragische Hilflosigkeit« der katholischen Kirche führt Wolf die getaufte Jüdin und Karmeliterin Edith Stein an, die Anfang April 1933 in einem ergreifenden Brief Papst Pius XI. gebeten hatte, mit einer Enzyklika gegen die Judenverfolgung einzuschreiten. Doch der Vatikan verharrte in Schweigen. Im Juli 1942 protestierten offiziell die niederländischen Bischöfe in einem Hirtenbrief gegen die Deportation der Juden – und taten genau das, was Edith Stein schon beinahe ein Jahrzehnt zuvor vom Oberhaupt der Kirche vergeblich erbeten hatte. Die Nazis deportierten daraufhin die getauften Juden – unter ihnen Edith Stein – in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau und schickten sie ins Gas.

Ein kritisches, unideologisches, spannend geschriebenes Buch, das Einblick in die Hintergründe der Entscheidungen und diplomatischen Manöver der katholischen Kirche im Nationalsozialismus gewährt.

Hubert Wolf: Papst & Teufel. Die Archive des Vatikans und das Dritte Reich. Verlag C. H. Beck, München 2008, 360 S., € 24,90.

Gespräch mit Josef Heinrich Darchinger

»Der richtige Fotograf in der Nähe«

Josef H. Darchinger ist ein Fotograf, der das Gesicht der Bonner Republik über viele Jahrzehnte geprägt hat. Kürzlich übergab er dem Archiv der Sozialen Demokratie in der Friedrich-Ebert-Stiftung sein gesamtes Fotoarchiv. In diesem Januar ist in der Friedrich-Ebert-Stiftung in Berlin die Ausstellung »Helmut Schmidt – Kanzlerjahre. Fotografiert von Jupp Darchinger« zu sehen. 2008 erschien dazu beim J.H.W. Dietz Verlag ein Bildband. Das Gespräch führten Thomas Meyer und Sonja Thränert.

NG/FH: Herr Darchinger, das Verhältnis zwischen Bild und Text hat sich in den letzten Jahren sehr verändert, die politischen Botschaften werden heutzutage stark über Bilder transportiert. Wie hat sich die Rolle des Bildes geändert? Wären sie lieber heute Fotograf als vor 30 Jahren?

Darchinger: Nun ja, ich bin Kind meiner Zeit und es ist verständlich, dass ich die Praktiken und die Möglichkeiten meiner Zeit lieber beschreibe als das, was heute gemacht wird.

Ein kleines Beispiel: Vor wenigen Tagen war ich in Mainz eingeladen zu einer

Podiumsdiskussion beim *Südwestfunk*. Der Gegenstand der Diskussion war die Ausstellung »Rückblick 2008« in der rheinland-pfälzischen Landesvertretung in Berlin. Der Redakteur hatte mich eingangs gebeten nachzusehen, ob es ein Bild gäbe, das ich am ausdrucksstärksten fände, um dann darüber zu sprechen. Aber ich habe ihm gesagt: Tut mir leid, ich habe nichts gefunden. Meine Begründung: Es waren sicherlich einige ganz originelle Bilder dabei. Interessant wären sie, wenn sie aus dem politischen Wissen und Können des Fotografen entstanden wären. Aber alle Fotos waren von Presseagentur-Fotografen. Diese Fotografen waren keine Freiberufler wie ich, die nicht nur das Bild, sondern auch den Inhalt bestimmen mussten, um es später vermarkten zu können – das war nicht so einfach, man musste schon auf Ideen kommen.

In der Ausstellung war außerdem kein einziges Schwarz-Weiß-Bild dabei. Farbe verklärt die Bilder schon von vornherein, sie geben eine zusätzliche Nachricht gegenüber dem Schwarz-Weiß-Foto: eben die Farbe. Der Nachrichtenwert dieser Presseagenturfotos war eigentlich nicht so hoch, weil der wirkliche Könnler, der die Sache beherrschen muss, nicht dahinter saß. Die Fotografen werden irgendwo hingeschickt, zu einem Ereignis ins Ausland und anderswo, fotografieren da die dramatischsten Bilder, die man überhaupt kennt: Krieg, Blut, soziales Elend. Alles das vermarktet sich natürlich besonders gut.

Zu meiner Zeit war der Markt enger. Wir mussten uns hier mehr oder weniger mit dem befassen, was der Alltag bot, und das war eine Menge. Zumal es nicht so viele Abnehmer gab für das Bildmaterial, wie zur heutigen Zeit. Farbfotos druckte damals in den 60er Jahren oder bis in die 70er Jahre hinein kaum jemand, das war viel zu teuer, viel zu langsam und zu umständlich. Farbdruck war allenfalls für Monats- oder Wochenhefte möglich: Der *Stern* erschien dann als erster farbig, aber

die Tagespresse konnte zu der Zeit keine Farbe drucken. *Der Spiegel* wurde erst nach 1995 farbig.

NG/FH: Sie haben sehr viele Politikerporträts gemacht. Haben Sie den Eindruck, dass es in erster Linie darum geht, die Persönlichkeit einem Publikum bekannt zu machen, oder sind es auch direkt politische Botschaften, die mit ihren Bildern transportiert werden?

Darchinger: Es geht natürlich um die Persönlichkeit im interessanten Foto. Ich rede jetzt von Fotos, die für politische Plakate zu Wahlkampfzeiten gemacht wurden, also Werbefotos im übertragenen Sinne. In den 50er/60er Jahren wurden alle Bun-

destagsabgeordneten fotografiert, und das natürlich in Schwarz-Weiß. Um hier ein interessantes Foto hinzubekommen, mussten Sie schon ein guter Fotograf sein. Und das ist mir schon sehr früh gelungen, beispielsweise bei den SPD-Plakaten. Es gab nur wenige Leute, die in Schwarz-Weiß so ausdrucksvoll fotografieren konnten.

Aber Ihre Frage war, ob mit den Bildern eine politische Nachricht transportiert werden soll: in diesem unmittelbaren Sinne nicht. Das ist schon sehr schwierig. Einzig, wenn man das politisch nennen will, wäre Helmut Schmidt mit seiner Marinemütze, dem blauen Mantel und roten Schal zu nennen. Durch diese Anmutung kam schon eine gewisse Arbeiternähe zum Ausdruck. Aber ob das nun wirklich bewusst gewollt war oder sich so ergab, möchte ich heute nicht beschwören. Der Grundsatz für die Wahlplakat-

Fotos war jedenfalls nicht, die Kandidaten abzubilden mit der Pfeife und zerschundenen Händen, damit man sie als Standesvertreter der proletarischen Partei erkennt.

So betrachtet, waren die Bundestagsabgeordneten eigentlich schon immer ein bisschen elitär und hoben sich von der allgemeinen Linie ab. Doch ich habe immer versucht, die Menschen so darzustellen, dass sie sympathisch wirkten, dass die Betrachter, die möglichen Wähler, immer wieder das Empfinden hatten, sich mit dieser Person identifizieren zu können. Es ging also darum, auch Leute mit einem nicht besonders aussagekräftigen Impetus oder Gesicht als Vertreter der Arbeiterschaft darzustellen. Dabei musste man hier und da schon ein wenig nachhelfen, und das habe ich auch kräftig getan. Ich wollte schon kernige Leute fotografieren.

NG/FH: Sie haben in den 60er/70er Jahren sehr viele sozialdemokratische Persönlichkeiten in Bildern festgehalten. Besonders gut in Erinnerung sind die charakterstarken Fotos, die Sie von Willy Brandt und Helmut Schmidt gemacht haben. Gerade ist ihr neues Buch über Helmut Schmidt erschienen, der über sie gesagt hat: »Darchinger ist der Beste«.

Darchinger: So ist es, das soll er einmal gesagt haben. Ich glaube, es war Friedrich Nowotny, der gesagt hat: »Wer von Darchinger fotografiert wird, der wird was«. Und das habe ich wirklich sehr oft bestätigt bekommen. Ich habe noch gut eine Begeg-

die SPD bekommen. Sie war für mich in den Anfangsjahren 1951, 52 ein wichtiges Standbein, ich habe da meine ersten Großen verdienen können.

NG/FH: Haben sie im Verlaufe ihres Fotografenlebens den Eindruck gewonnen, dass Bilder letzten Endes immer die Wahrheit sagen, oder kann man mit Bildern lügen? Als Politiker vor allen Dingen.

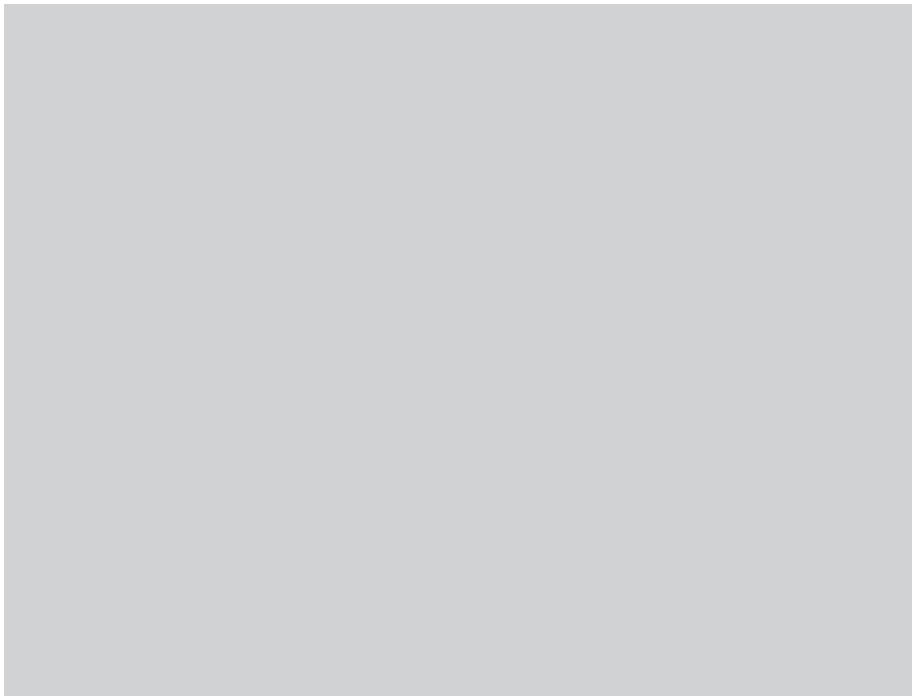
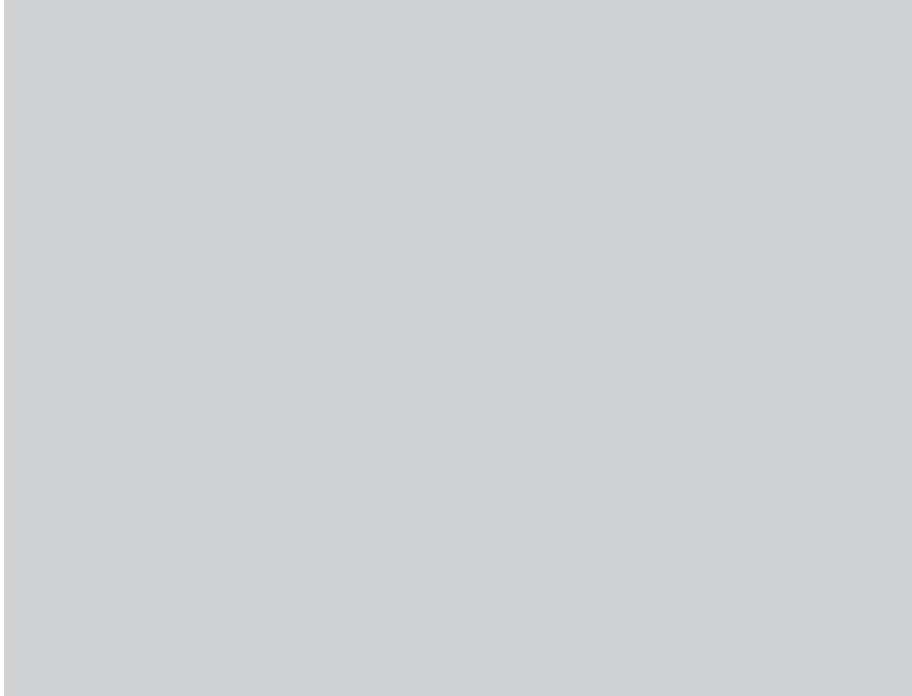
Darchinger: Hierzu gibt es keine klare Antwort, die Zeiten haben sich verändert. Die Fotografie ist eine andere geworden, sie ist heute die digitale Fotografie. In der digitalen Fotografie sind Dinge möglich, da ver-

» Fotos sind nicht mehr die reine Wahrheit. Das war zu meiner Zeit anders. Ein Bild zu verändern, war viel zu kompliziert. Es wäre auch gegen die Berufsehre gegangen. «

nung in Erinnerung, als ich in Rom Kardinal Ratzinger porträtiert habe, er war damals noch Kurienkardinal und oberster Beamter im Vatikan. Zum Abschluss der Begegnung habe ich ihm gesagt: Wissen sie, Herr Dr. Ratzinger, sie werden mal Papst. Dies hat er natürlich von sich gewiesen – aber siehe da, an dem Spruch war doch etwas dran.

Habe ich viele SPD-Politiker fotografiert? Eigentlich habe ich quer durch die Parteien fotografiert. Aber die SPD war immer klug genug, einen Fotografen sehr stark an sich zu binden. Außerdem hatte die SPD an die 50 Zeitungen und Druckhäuser und eine gewaltige nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Kraft. In Berlin war das große Druckhaus Grunewald des *Tagesspiegel*. Und der SPD-Parteivorstand, das habe ich später in altem Fotomaterial erkennen können, besaß schon sehr früh ein Fotoarchiv, und dann auch eine eigene Werbeabteilung. Das hatte keine andere Partei, außer der KPD, möglicherweise. Und in diesen Apparat bin ich hier in Bonn ein bisschen mit hineingerutscht. Ich habe viele Aufträge für

schlägt es einem den Atem. Wir – meine Söhne, die auch Fotografen sind, und ich – wollen die Menschen nicht verändert darstellen, sondern so, wie sie sind – gerne von ihrer besten Seite, aber nicht bis zur Unkenntlichkeit verschönert und idealisiert. Heute können Sie ja keinem Foto mehr trauen, in wie weit das überhaupt noch mit der sichtbaren Wirklichkeit zu tun hat, die mal fotografiert wurde. Zwar ist das professionell und dadurch auch legitim, aber es gibt heute keine Zeitungsanzeige mehr, in der das wirkliche Foto noch unverändert zu sehen wäre. Fotos sind in dem Moment nicht mehr die reine Wahrheit. Das war zu meiner Zeit anders. Ein Bild zu verändern, war viel zu kompliziert. Es wäre auch gegen die Berufsehre gegangen. Es war mühsame Handarbeit, das musste alles mit Rasierklinge und Haarpinselchen geschnitzelt und geschnipselt werden. Es gab den Beruf des Retoucheurs, aber der hatte eigentlich andere Aufgaben. Er veränderte die Bilder nur im technischen Sinne, indem er einfach Schattenpartien mit seiner Spritzpistole ein bisschen heller machte und Konturen verstärkte.



NG/FH: Sie haben Ollenhauer und Brandt intensiv fotografiert. Wie wichtig war die persönliche Beziehung zu diesen Politikern? Stimmt es eigentlich, dass mit Willy Brandt erst das Bewusstsein für den Stellenwert von Fotos in die Politik hineingekommen ist, und das Selbstbewusstsein der Politiker, diese für sich zu nutzen? Würde es von anderen vorher gar nicht erkannt, wie wichtig Fotos sind?

Darchinger: Das wusste man schon seit langem sehr gut. Die optische Präsentation von Kaiser Wilhelm II. war in beneidenswerter Weise professionell. Man weiß auch, dass Hitler sich jedes Foto von seiner Person vorlegen ließ und hinsichtlich seiner Wirkung auf die Betrachter zensierte. Nach dem Ende der Tyrannei wurden auch in dieser Beziehung die Zähler erst mal zurückgesetzt. – Im Bundestagswahlkampf 1957 plakatierte die CDU farbige Gemälde ihrer Spitzenpolitiker, sehr schön und stark idealisiert. Für Ludwig Erhard brachte das einen Popularitätsschub. Ollenhauer war sich vielleicht noch nicht der Möglichkeiten bewusst, die in einem guten Foto stecken, obwohl er schon wusste, wie man sich anstellen muss. Aber es gibt beispielsweise hervorragende Fotos schon von Hilferding oder von anderen Politikern der Weimarer Republik. Das war gekonnte Fotografie und es war auch gekonntes Posieren – die Leute wussten, wie es geht. Nur konnte man das Foto damals nicht so umsetzen wie das heute möglich ist. Aber das Medium verlangt natürlich auch passende Protagonisten. Bismarck hatte eine Fistelstimme und wäre in Zeitalter des Radios beim Publikum durchgefallen. Für's Visuelle ist es schon ein Vorteil, wenn man gut aussieht und sicher auftritt. Man kennt Fälle, dass Schauspieler, Gaukler und Musikanten allein durch Medienkompetenz hohe politische Ämter gewonnen haben. Paradoxerweise machen aber zu viel Schönheit und Gewandtheit verdächtig.

NG/FH: Aber Willy Brandt hatte schon ein starkes Foto-Selbstbewusstsein.

Darchinger: Wenn man diesen Begriff benutzen will: ja, Ich hatte zu Willy Brandt einen guten Bezug hinsichtlich der fotografischen Wirkung. Er wusste es, instinktiv und auch ganz bewusst. Wenn ich während einer großen Kundgebung in sein Blickfeld kam, dann ging seine Gestik in meine Richtung. Dadurch gab es sehr viele hervorragende Willy-Brandt-Fotos. Aber das ist auch eine Sache, die nicht so von ungefähr kommt, sondern dies hatte etwas mit dem gegenseitigen Empfinden, dem gegenseitigen Gespür zu tun. Er war ein sehr feinfühlig, sensibler Typ und ich nehme für mich in Anspruch, auch nicht ganz kontaktfreudig zu sein. Helmut Schmidt ist auch ein hoch sensibler Mann, wenn auch in einer etwas raueren Schale. Er konnte es auch, das kann ich ihnen sagen: Er wusste schon, wie er sich darzustellen hatte, wenn der richtige Fotograf in seiner Nähe war. Das Medium für den eigenen Vorteil zu nutzen, indem man auf die Bedürfnisse des Medienmenschen eingeht: das haben kluge Politiker ganz bewusst gemacht, und das war auch gut so.

Aber diese einfühlsame Zusammenarbeit zwischen den Politikern und ihren Fotografen, das gibt es heute nicht mehr. Die Distanz ist zu groß, die Freizügigkeit zu stark eingeschränkt und reglementiert. Wichtig ist eben, dass man an die Politiker mit einem Vertrauensvorschuss heran kann und ihnen näher kommt und sie dann auch auf die Fotografen eingehen. Das gibt es nicht mehr, und darum ist diese Art von politischer Fotografie in der Tradition von Erich Salomon zu Ende.

Helmut Schmidt. Fotografiert von Jupp Darchinger. J.H.W. Dietz Nachf. Verlag, Bonn 2008, 431 S., € 34,00.

Josef Heinrich Darchinger: Wirtschaftswunder. Deutschland nach dem Krieg 1952-1967. Taschen Verlag, Köln 2008, 285 S., € 29,99.

Uli Schöler

Linksintellektuelle in der Nachkriegsperiode

Uli Schöler

(* 1953) Jurist und Politikwissenschaftler, ist Privatdozent am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin und Mitherausgeber der Gesammelten Schriften Wolfgang Abendroths. Er arbeitet als Abteilungsleiter für Wissenschaft und Außenbeziehungen im Deutschen Bundestag.
ulrich.schoeler@bundestag.de



Die SPD sei das einzig verbliebene Sammelbecken für alle ehrlichen Sozialisten – so schrieb im Februar 1947 der spätere Vorsitzende der *IG Metall* Otto Brenner an seinen noch im US-amerikanischen Exil verweilenden ehemaligen SAP-Genossen Joseph Lang. Er drückte damit eine Grundüberzeugung und -entscheidung aus, die für viele derjenigen zutraf, die sich seit dem Ende der 20er Jahre und in den Jahren des Widerstands bzw. Exils so energisch, ermüdend wie erfolglos gegen den mörderischen »Bruderkampf« zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten gestemmt hatten. Die dogmatischen Starrheiten der beiden großen Parteien der Arbeiterbewegung hatten sie in die Klein- oder Zwischengruppen, wie sie genannt wurden, getrieben: SAP, KPO, ISK, *Leninbund*, *Rote Kämpfer*, *Revolutionäre Sozialisten* oder *Neu Beginnen*. Diese Zersplitterung sollte nun ein Ende haben, in der Nachkriegsgesellschaft nicht wieder aufleben. Die kurz blühenden Hoffnungen auf eine neue Einheit der Arbeiterbewegung waren 1947 allerdings bereits verfliegen. Denn nun, so Brenner in seinem Brief, identifiziere sich die »Einheit« plötzlich als Ost-Orientierung, und damit, mit der dort zu beobachtenden Politik, habe sie zur Farce werden müssen.

Den hier beschriebenen Weg nahm auch eine ganze Reihe aus diesen Zwischengruppen stammender linker Intellektueller, deren Wege sich in den kommenden Jahrzehnten immer wieder und auf unter-

schiedlichste Weise kreuzen sollten. Wenn ich hier zunächst auf Richard Löwenthal verweise, so hat dies zwei Gründe: Zum einen liefert er bereits 1947 mit seiner unter dem Pseudonym Paul Sering veröffentlichten Schrift *Jenseits des Kapitalismus. Ein Beitrag zur sozialistischen Neuorientierung* so etwas wie ein Gründungsdokument für einen erneuerten westdeutschen Linkssozialismus. Zum anderen ist Löwenthal jedoch derjenige am Rande der hier behandelten Gruppe, der sich später am weitesten von seinen kommunistischen und linkssozialistischen Wurzeln entfernen sollte. Gegengelesen wurde die genannte Schrift noch im Londoner Exil von Wolfgang Abendroth, der Löwenthal bereits aus der Kommunistischen Studentenfraktion der 20er Jahre kannte und wie dieser über KPO und Widerstandsarbeit bei *Neu Beginnen* zur SPD gestoßen war.

Linkssozialistische Denker zwischen den Fronten

Während Löwenthal bis in die 50er Jahre in London verblieb, holte Abendroth in der SBZ seine juristischen Abschlüsse nach und musste schließlich – da er nicht der SED, sondern der SPD angehörte – vor dem Zugriff des sowjetischen Geheimdienstes in den Westen fliehen. Eine Professur an der FU Berlin schlug er aus, kehrte nach Marburg ins heimatliche Hessen zurück. Die Fluchterfahrung teilte er wiederum mit Leo Kofler. Der in der heutigen Ukraine gebürtige (Geschichts-)Philosoph, der seine politische Sozialisation im austromarxistischen Wien bei Max Adler genossen hatte, vertraute zunächst den Sirenenklängen der in der SED verwirklichten »Einheit« und schloss sich ihr an, erhielt eine Professur in Halle. Mit seinem undog-

matischen Marxismus verfiel er allerdings bald bei den SED-Parteioberen in Ungnade und floh nach Köln, wo er sich ebenfalls der SPD anschloss. Anders als Abendroth, der sich mehrfach für ihn darum bemühte, war Kofler allerdings im Westen keine Universitätslaufbahn vergönnt. Von der KPD in die Gruppe *Neu Beginnen* – das war auch der Weg des jungen Ossip K. Flechtheim. Ins Exil gedrängt schlug er sich über Genf in die USA durch, wo er unter prekären Verhältnissen lehrend und forschend tätig werden konnte. Anfang der 50er Jahre gelang ihm die Rückkehr nach Deutschland auf eine Professur an der FU Berlin, an dessen Otto-Suhr-Institut Löwenthal später sein Kollege wurde.

Der jüngste (1911 geboren) in der hier beschriebenen Gruppe ist Fritz Lamm. Wenn man nach einem »Prototyp« des *organischen Intellektuellen* im Sinne Gramscis sucht, dann trifft es auf ihn sicherlich zu. Aus der jüdischen Jugendbewegung kommend schloss er sich 1930 der SPD an, wurde aber unter tätiger Mithilfe Erich Ollenhauers wegen »Radikalisierung der Jugend anhand der Schriften von Marx und Engels« schon bald wieder ausgeschlossen und anschließend Mitglied der SAP. Sein beschwerlicher Weg des Exils führte über die Schweiz, Österreich, Tschechoslowakei und Frankreich schließlich nach Kuba, wo er sich sein Geld als Diamantenschleifer verdiente. Sein berufliches Leben im Nachkriegsdeutschland verbrachte er als Angestellter und Betriebsrat bei der *Stuttgarter Zeitung*. Als ihm, dem Nichtakademiker, die Debatten seiner Partei, der SPD, zu brav und eng wurden, gründete er mit den *Thomas-Münzer-Briefen* und den *Funken* die ersten Diskussionsorgane für eine kritische Linke in der Nachkriegssozialdemokratie.

Anhand der Lebenswege Abendroths, Flechtheims, Koflers und Lamms, zu denen jetzt eine Reihe äußerst instruktiver Biografien vorliegt, lässt sich bei aller Unterschiedlichkeit geradezu paradigma-

tisch das Schicksal des »Linkssozialismus« in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg verfolgen. In der SBZ bzw. der DDR des parteioffiziellen Marxismus-Leninismus gab es für sie weder politisch noch intellektuell einen Platz. So setzten sie, der eine mit mehr, der andere mit weniger großen Hoffnungen, auf eine politische Perspektive in und mit der SPD. Mit dem offiziellen Kurs ihrer Partei gerieten sie in Fragen wie Wiederbewaffnung und Notstandsgesetze jedoch bereits in den 50er Jahren zunehmend in Konflikt. Über weitere Zeitschriftenprojekte wie u.a. die *Sozialistische Politik* (SoPo) oder die *Andere Zeitung* entstand so ein neues, durchaus heterogenes Geflecht linkssozialistischer Fraktionen und Gruppen, die sich um die verschiedenen Zeitschriftenprojekte scharten. Ihr mühseliger, manchmal verzweifelter und vielfach auch ans Sektiererische grenzende Kampf um politischen Einfluss in und außerhalb der SPD im restaurativen Klima der Adenauer-Ära wird jetzt erstmals in einer Monographie von Gregor Kritisidis kenntnisreich nachgezeichnet.

Enttäuschung und Bruch

Die programmatische Neujustierung der SPD durch das Godesberger Programm von 1959 dürfte für alle vier Genannten eine dramatische Desillusionierung und Enttäuschung bedeutet haben – nicht so sehr wegen des Versuchs einer Neuausrichtung als Volkspartei zur Gewinnung neuer Anhänger- und Wählerschichten als wegen des Verzichts auf eine radikale, an Marx orientierte, die Krisenhaftigkeit einer kapitalistischen Ökonomie in Rechnung stellenden Wirklichkeitsanalyse als Grundlage der eigenen Politik. Den endgültigen Bruch markierte wenig später die Auseinandersetzung um den SDS, in dessen Folge Abendroth, Flechtheim und später auch

Lamm aus der SPD ausgeschlossen wurden. Leo Kofler verhielt sich – zumindest nach außen – in dieser Auseinandersetzung eher indifferent. Politische Arbeit im Sinne von Partearbeit war aber auch nie wirklich seine Sache gewesen.

Dass man politische Probleme nicht durch Ausschlüsse »lösen« kann, sollte die SPD bald erfahren. Alle hier Genannten gehörten bald zu den wichtigsten intellektuellen Mentoren der sog. »Neuen Linken« und der Studentenbewegung der späten 60er Jahre. Längere Zeit wirkten sie noch gemeinsam im Umfeld des Offenbacher »Sozialistischen Büros«, später sollten sich die Wege stärker trennen. Abendroth blieb seinem auf die Arbeiterbewegung zielenden Marxismusverständnis verhaftet, wurde zum intellektuellen Anreger für mehrere Generationen junger Gewerkschafter und Mitglieder von Jugend- und Studentenverbänden von SPD und DKP. Gewerkschafts- und Naturfreundejugend – das sind wiederum die Organisationen, auf die sich die unermüdliche Bildungsarbeit Fritz Lamms konzentrierte. Flechtheim öffnete sich stärker neuen Fragestellungen wie der Ökologie und der Zukunftsforschung, wurde auf seine »alten Tage« sogar noch einmal bei den Grün-Alternativen in Berlin politisch aktiv. Und Leo Kofler blieb das, was er am ehesten war: ein intellektueller Einzelgänger, der gleichwohl nie ganz die Beziehung zu den sozialen Bewegungen verlor.

Renaissance intellektueller Traditionen

Erst Mitte der 90er Jahre hat der Parteivorstand der SPD insbesondere aufgrund des beharrlichen Drängens von Tilman Fichter und Peter Glotz seinen Unvereinbarkeitsbeschluss in Sachen SDS und SDS-Fördererkreis aus dem Jahre 1961 revidiert und im Rückblick als Fehler gedeutet. Das konnte gut 30 Jahre später sicher nicht

mehr als eine symbolische Geste verstanden werden. Die eigentlichen Folgen waren selbst schon Geschichte: Mit den späten 60er Jahren hatte sich ein großer Teil der bislang kritischsten und widerständigsten Generation in der Geschichte der Bundesrepublik von der Sozialdemokratie abgewandt. Die Gründung und dauerhafte gesellschaftliche Verankerung der Partei *Die Grünen* ist nur eine späte Auswirkung davon. Zu diesen Spätfolgen dürfte ebenso gehören, dass mit der Gründung der WASG ein Großteil derjenigen mittleren Gewerkschaftsfunktionäre, die bei Abendroth, Kofler oder Lamm sozialisiert wurden, eine neue politische Heimat links von der SPD fand.

Deshalb verwundert es sicher nicht, dass im intellektuellen Umfeld der fusionierten Partei *Die Linke* intensiv daran gearbeitet wird, sich der intellektuellen Traditionen des Linkssozialismus neu zu vergewissern. Dies ist schon deshalb sicher zu begrüßen, da die Beschäftigung mit den hier genannten intellektuellen Leitfiguren vor dem Rückfall in »marxistisch-leninistische« oder gar neostalinistische Flausen bewahren dürfte. Zugleich ist es interessant zu beobachten, dass man sich angesichts der globalen Krise des kapitalistischen Finanzmarktes nicht nur auf Seiten der politischen Linken, sondern auch auf christdemokratischer Seite neu des kapitalismuskritischen Teils der eigenen Traditionen zu erinnern sucht. Immerhin wurde die intellektuell anspruchsvollste Rede in der Debatte des Bundestages zur Finanzmarktkrise von Norbert Röttgen (CDU) gehalten – unter Berufung auf die Positionen des Linkskatholiken Friedhelm Hengsbach und die Wertbestände der katholischen Soziallehre.

Dabei hätte auch die SPD durchaus Anlass, sich ihrer eigenen verschiedenen Traditionsstränge neu zu vergewissern. Sie könnte aus der hier nur angedeuteten Geschichte einiger Linksintellektueller durchaus mehr lernen als nur die Tatsache, dass

der Exorzismus nach links nicht mehrheitsfähig macht, sondern allenfalls die Parteienlandschaft erweitert.

Sicher liefert ihr Ideenbestand keine fertigen Rezepte zur Bewältigung der aktuellen Finanzmarktkrise. Aber für alle Genannten gilt, dass sie ihre politischen Vorstellungen – an dem gerade wiederentdeckten Marx orientiert – auf der Basis eines Verständnisses von notwendig krisenbehafteten kapitalistischen Ökonomien entwickelten.

Konkret ließe sich etwa von Abendroth lernen, dass und wie sich die auf formalen Regeln basierende Demokratie im Rahmen des Verfassungskompromisses des Grundgesetzes in Richtung auf eine »soziale Demokratie« weiterentwickeln lässt – und warum dies zur Erhaltung dieser Demokratie unerlässlich ist.

Wer nach geeigneten Grundlagen für die Begründung der Notwendigkeit einer Transformation unseres Wirtschaftens hin zu einer ökologischen Marktwirtschaft sucht, wird sie bei Ossip Flechtheim finden. Der frühe Leo Kofler mit seiner scharfen kritischen Analyse des Stalinismus ist noch ebenso aktuell wie der späte mit seinen Untersuchungen zur Sozialpsychologie und Anthropologie. Und am Lebensweg Fritz Lamms ließe sich studieren, dass die Integrität der Persönlichkeit, die die politischen Prozesse nicht nur schulend vermitteln will, sondern die darin liegende solidarische Anforderung auch vorzuleben weiß, aktueller ist denn je – gerade in Zeiten, in denen das Managergebaren das Thema der moralischen Persönlichkeit drängender denn je auf die Tagesordnung setzt.

Gregor Kritis: Linksozialistische Opposition in der Ära Adenauer. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Offizin-Verlag, Hannover 2008, 582 S., € 34,80.

Richard Heigl: Oppositionspolitik. Wolfgang Abendroth und die Entstehung der Neuen Linken (1950-1968). Argument Verlag, Hamburg 2008, 372 S., € 24,90.

Uli Schöler: Die DDR und Wolfgang Abendroth – Wolfgang Abendroth und die DDR. Kritik einer Kampagne. Offizin-Verlag, Hannover 2008, 128 S., € 12,80.

Michael Buckmiller/Joachim Perels/Uli Schöler (Hg.), Wolfgang Abendroth. Gesammelte Schriften Bd. 2: 1949-1955, Offizin-Verlag, Hannover 2008, 610 S., € 36,80.

Jens Becker/Harald Jentsch: Otto Brenner: Biographie. Reden. Briefe. Verlag Steidl, Göttingen 2007, 395, 444, 128 S., € 48,00.

Mario Keßler: Ossip K. Flechtheim. Politischer Wissenschaftler und Zukunftsdenkler (1909-1998). Böhlau-Verlag, Köln/Weimar/Wien 2007, 294 S., € 39,90.

Christoph Jünke: Sozialistisches Strandgut. Leo Kofler – Leben und Werk (1907-1995). VSA-Verlag, Hamburg 2007, 701 S., € 39,80.

Michael Benz: Der unbequeme Streiter Fritz Lamm. Jude. Linksozialist. Emigrant 1911-1977. Eine politische Biographie. Klartext Verlag, Essen 2007, 552 S., € 29,90.

Oliver Schmidt: »Meine Heimat ist – die deutsche Arbeiterbewegung«. Biografische Studien zu Richard Löwenthal im Übergang vom Exil zur frühen Bundesrepublik, Verlag Peter Lang, Frankfurt/M. 2007, 390 S., € 56,50.

Thomas Meyer

Keine Kakophonie, aber etwas fehlt

Eine sozialdemokratische Bücherblüte

Thomas Meyer

(* 1943) ist Professor für Politikwissenschaften an der Universität Dortmund und Chefredakteur der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*. Soeben im VS Verlag erschienen: *Was ist Demokratie?*

thomas.meyer@fes.de



Als hätten sie die eine kleine Hoffnung verheißende Wende in der SPD, den Wechsel zum neuen Führungsduo Steinmeier/Müntefering, vorausgesehen, legten fünf sozialdemokratische Autoren im Spätsommer 2008 ihre gewichtigen Programm-Bücher beinahe gleichzeitig vor: Erhard Eppler, Sigmar Gabriel, Franz Walter, Ottmar Schreiner und Franz Müntefering. Der fortschreitende Niedergang der Partei seit Jahresbeginn hat diese Anwälte und Analysten des sozialdemokratischen Projekts auf den Plan gerufen. Motive und Stoßrichtung der Autoren unterscheiden sich deutlich, die sozialdemokratischen Spitzenakteure unter ihnen vereint aber das Bestreben, mit grundsätzlichen Diagnosen und Ratschlägen die Rückkehr ihrer Partei in die politische Offensive zu flankieren, während Ottmar Schreiner und Franz Walter auf je eigene Weise zur Umkehr mahnen.

Der Scharfrichter

Erstaunlich zunächst der Text von Ottmar Schreiner. Kenntnissreich prangert er Fehlentwicklungen am Arbeitsmarkt, in der deutschen Bildungspolitik und bei den Renten an. Seine Diagnose, dass nicht nur die sozial- und wirtschaftliche Ungleichheit im Lande wächst, sondern auch, weit

gravierender, die Armut, zumal von Kindern und Alten, belegt er schlüssig. So weit der in den meisten Punkten berechtigte Aufschrei eines empörten Sozialdemokraten der alten Schule. Irritieren können freilich die ausgesuchte Einseitigkeit der Bilanz und der polemische Tenor des Textes. Alles was schief gelaufen ist in der Republik geht zu Lasten der Politik, allem voran der Schröderschen *Agenda*-Politik. Das ist nicht immer überzeugend. Der Leser vermisst eine fundierte Erörterung, welche machbare Alternative zu dieser Politik tatsächlich bestanden hätte und warum diese, so vorhanden, dann nicht ins Werk gesetzt wurde. Alles nur Ahnungslosigkeit oder fehlgeleiteter Wille? Zum Problem wird die polemische Zielrichtung, wenn die offensichtlichen Teilerfolge der *Agenda*-Politik, immerhin anderthalb Millionen neue Arbeitsplätze, außer Betracht bleiben. Der Autor spitzt seine Schlussfolgerungen kräftig zu, um die Debatte um eine Korrektur der von ihm rücksichtslos gebrandmarkten *Agenda*-Politik anzuheizen. Das erstaunliche Fazit, das der Leser nach alledem am Ende wohl ziehen wird, lässt freilich wenig Raum für Vertrauen oder Zuversicht. Was wäre denn von einer Partei im Ernst noch zu erwarten, der in diesem Buch in immer neuen Wendungen vor allem eins bescheinigt wird, dass sie nämlich den Hauptbeitrag zur zunehmenden Spaltung der deutschen Gesellschaft geleistet habe?

Die Cassandra vom Dienst

Der überaus emsige SPD-Analyst Franz Walter, dem Objekt seines Forschens und Schreibens in zwiespältigen Emotionen

seit Jahrzehnten schillernd verbunden, nimmt sich in seinem wiederum spritzig geschriebenen Band über den Wandel des deutschen Parteiensystems zwar auch die anderen Parlamentsparteien der Republik kritisch zur Brust, befasst sich aber in seinem nach Länge und Lust ausschlaggebenden Kapitel abermals vor allem mit seiner enttäuschten Liebe, der SPD. Viel Neues ist darin, wie auch die endlosen Selbstzitate des Autors erweisen, nicht zu finden. Nachdenkenswert bleibt gleichwohl seine Hauptthese, dass die Vernachlässigung der Interessen der Unterschicht einer der wichtigeren Gründe für die sozialdemokratische Misere der letzten Jahre ist. Breit, stellenweise krass, im Ergebnis aber nicht unplausibel, begründet der Autor seine Einschätzung, dass es für große Teile der Unterschichten eher abschreckend als verlockend klingen dürfte, wenn die Sozialdemokratie als einzig wesentliche Perspektive für die Verbesserung ihrer Lebenslage den Aufstieg durch lebenslange Bildung proklamiert. In der meritokratischen Utopie, die auf diesem Wege entsteht, dürften viele von ganz unten dauerhaft ausgeschlossen bleiben, sei es, weil sie den Aufstieg über immerwährende Bildung nicht schaffen können oder weil sie ihn gar nicht wollen. Solange die Sozialdemokratie ihnen nichts Überzeugenderes zu bieten hat, könne folglich nicht damit gerechnet werden, dass sie deren Vertrauen zurück gewinnt.

Irritierend an Walters Buch ist abermals der überall ins Auge springende Widerspruch, der entsteht, wenn zuerst der alte sozialdemokratische Zauber einer verheißungsvollen Utopie entschieden demonstriert wird, dann aber wieder dessen Magie und Größe zum vernichtenden Maßstab aller angebotenen realen Programmalternativen der heutigen Sozialen Demokratie genommen wird. Fast verächtlich fällt dann das Wegwischen der Sozialen Demokratie als dem zeitgemäßen Projekt einer Gesellschaftsreform aus, ohne dass der Autor

auch nur eine Andeutung zu bieten hätte, womit er es denn überbieten möchte.

Der verlässliche Ratgeber

Klug und erhellend wie eh und je, die kleine Streitschrift Erhard Epplers *Das zweite Jahrzehnt*. Der Autor zeigt, wie viel mehr im Hamburger Grundsatzprogramm an zutreffender Analyse und an zukunftsfähiger Perspektive steckt, als das von einer Öffentlichkeit wahrgenommen wird, die diesen Text in dem seit seiner Verabschiedung verflossenen Jahr erfolgreich ignoriert hat. Neben der offensiven Rehabilitation der Idee eines im Interesse der ganzen Gesellschaft handlungsfähigen Staates gegen die vermeintliche Überlegenheit der Märkte, Epplers Begleit-Thema der letzten Jahre, geht es vor allem um die Besinnung auf klar profilierte sozialdemokratische Positionen in den Schlüsselbereichen der inneren Sicherheit, der zukunftsfähigen Energiepolitik und der Chancengleichheit im Bildungssystem. Epplers Mahnung ist, dass die Sozialdemokratie nur über diese Lebensthemen, wenn sie klar profiliert sind, ihre gesellschaftliche und kulturelle Offensivkraft zurückgewinnen kann. Ein Kommentar zum vergessenen Grundsatzprogramm der SPD und mehr.

Ein überraschender Programmierer

Sigmar Gabriel überrascht mit einem großen Wurf, der keineswegs zu Unrecht den Anspruch erhebt, links neu, nämlich zeitgemäß zu denken. Der spannungsreiche Titel legt nahe, dass beides an der Zeit ist, die linken Grundwerte neu ins Spiel zu bringen, aber in einer für die anstehenden Zukunftsaufgaben gründlich revidierten Form. In der Radikalität seiner Analyse bleibt Gabriel unter dem von Lassalle entlehnten programmatischen Titel »Sagen, was ist« nichts

schuldig. Er wendet sich gegen die Vorstellung, Sozialdemokraten könnten die Defizite der Gesellschaft nach ihren Jahren der Regierungsbeteiligung sozusagen nur noch halbherzig benennen, da sie ja selbst einen Teil der Verantwortung für sie trügen. Dem setzt er eine kritische Realanalyse entgegen, die ohne Rücksichtnahme in Zentralbereichen wie der neuen Klassenspaltung, politischer Entfremdung, Kontrollverlust im neuen Finanzkapitalismus, Bildungsmisere, wahrlich kein Blatt vor den Mund nimmt. Bei der Problemanalyse, so der Autor, dürften keine Kompromisse gemacht werden, da sonst niemals die Chance bestünde, für die vorhandenen Defizite auch praktische Lösungen finden zu können. Umfangreiche, die zentralen politischen Reformprojekte bis ins Detail beschreibende Handlungskapitel sind in einen konzeptionellen sozialdemokratischen Orientierungsrahmen eingefügt. Er vor allem soll den Anspruch einlösen, dass hier links neu gedacht wird. Das alte linke Ziel einer Politik der Emanzipation und Aufklärung, die jedem die Chance selbstbestimmter Teilhabe am gesellschaftlichen und politischen Leben gibt, verlange angesichts der neuen Bedrohungen eine Politik der Balancen. Zum einen die Balance zwischen Wirtschaftswachstum, sozialer Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit und, um sie zu schaffen, eine Balance von Markt, Staat und Zivilgesellschaft, mit dem Staat in der Gesamtverantwortung.

Am Herzen liegt Gabriel vor allem der Nachweis, dass eine Politik der ökologischen Orientierung keine Politik des Wohlstandsverzichts sein muss. Aus seinem Spezialgebiet, der ökologischen Industriepolitik, bringt er zahlreiche konkrete Beispiele, wie, initiiert durch eine politisch verantwortete Politik der Leitmärkte, gerade durch die ökologische Umsteuerung, neue Umsätze in Milliardenhöhe erzielt und damit viele Hunderttausende neuer Arbeitsplätze in Deutschland geschaffen werden können.

Alles in allem, ein Buch durchaus mit Programmqualität, nicht nur in der Konkrektion der politischen Handlungsentwürfe, sondern auch in ihrer Begründung und einer handfesten Auseinandersetzung mit den anderen deutschen Parteien, allen voran der »Protestlinken«.

Der politische Praxis-Philosoph

In seinem Interviewbuch präsentiert sich Franz Müntefering, eben weil er nicht auf vorformulierte Texte zurückgreift, als der eindrucksvolle Originaldenker, als den ihn seine genauen Zuhörer seit langem kennen. Die Kürze der Sätze, kaum sauerländisches Lokalkolorit, eher Wille zu Konzentration und Klarheit, auch Respekt vor der Sprache. Das meiste, was zur Sprache kommt, präsentiert sich als Frucht genauer Beobachtung des gesellschaftlichen und politischen Lebens und sorgfältigen Nachdenkens darüber. Sozialdemokratisches Leitmotiv muss, so begründet der Autor, unbeirrt das Thema Soziale Gerechtigkeit bleiben. Es sei auch das eigentliche Motiv der *Agenda*-Politik gewesen, obgleich manches davon durch mangelnde Kommunikation oder unzureichende Akzentsetzung am Ende nicht deutlich werden konnte. Soziale Gerechtigkeit heiße heute viererlei: Teilhabe durch angemessenes Einkommen, Teilnahme durch gerechte Arbeit, Chancengleichheit in der Schule und Generationengerechtigkeit durch solide Staatskassen. Daran muss sich jedes Reformprojekt künftig messen lassen. Die diesbezüglichen Defizite hierzulande analysiert auch Müntefering rückhaltlos, vor allem in den Bereichen Teilhabe (Einkommensungleichheit), Teilnahme (Arbeitslosigkeit), Chancen (Bildungsungleichheit) und Nachhaltigkeit (Generationen).

Die offenkundigen Mängel der *Agenda*-Debatte lassen ihm keine Ruhe. Sein Schluss: nötig sei für die Sozialdemokratie eine offensive und argumentative öffent-

liche Debatte, die mehrheitsfähig macht, was nötig ist. Aufklären, Dinge zeigen, wie sie sind, statt anpassen an momentane Medienstimmungen und populistisch geschürte Emotionen. Die Sozialdemokratie brauche nun, um verlorenes Vertrauen zurück zu gewinnen, einen neuen Gesellschaftsentwurf, gestützt auf das Hamburger Programm, anschaulich, konkret, überzeugend. Wie soll das Land in 20 Jahren aussehen? Dafür muss eine neue Sprache gefunden werden, um auch jene anzusprechen, die gegenwärtig schwer zu erreichen sind. Gütezeichen einer gelungenen sozialdemokratischen Politik kann nicht Gesinnung sein, sondern am Ende allein das »Gutmachen«. Da Menschen »Lust auf Zusammenhänge und Sinn« haben, ist es die Aufgabe der Sozialdemokratie, »Bilder und Hoffnungen aufzuzeigen, an die Menschen glauben können«.

Zentral bei allem muss das Thema Sicherheit bleiben, aber nicht durch die Fixierung auf überkommene Strukturen, sondern durch die Gestaltung des Wandels. Müntefering skizziert die Idee einer sozialen Gesellschaft, die durch aktive Solidarität der Bürger selbst einen Beitrag zur Wiedergewinnung des Gefühls der Sicherheit leisten kann.

Im Verhältnis zur *Linkspartei* setzt der SPD-Vorsitzende hochinteressante neue Akzente. Die *Linkspartei* beschwöre zwar »sittliche Zwecke«, erweise sich aber als unfähig zum pragmatischen Handeln. Zusammenarbeit mit ihr sei nur nach dem Prinzip Verantwortung möglich, in der sie die volle Mitverantwortung für das ganze Regierungshandeln übernehmen müsse. Bislang fehlten ihr allerdings die wirt-

schafts-, sozial- und bildungspolitischen Voraussetzungen dazu. Wie und ob sich das künftig ändern werde, sei im Augenblick noch offen.

Aber etwas fehlt

Nicht nur Münteferings Gesamtfazit lautet: Die Luft ist voller sozialdemokratischer Themen. Es komme für die SPD nur darauf an, sie beherzt zu ergreifen. Wohl wahr. Dass dies trotz immer neuer Anläufe bisher nicht gelang, markiert freilich die eigentliche Misere der ehrwürdigen Volkspartei. Es wundert daher, dass dies in keinem der besprochenen Bücher zum Thema wird. Überzeugende Programme und große Tradition, die Themen des Tages und der sozialdemokratische Moment der gegenwärtigen Zeit entfalten offenbar nicht mehr die Bindekräfte und den Teamgeist, der die Partei zu einem glaubhaften Akteur in der politischen Arena macht. Clement scheint nur das krasseste Symbol. Zu viele spielen zu oft nur noch ihr eigenes Spiel und vergessen, dass ein Sieg nur gelingt, wenn sie sich auf dem Platz als Teil einer Mannschaft verhalten. Ihnen geht der Teamgeist verloren und seltsamerweise kommt eine Art Verachtung vor den Regeln des Spiels und der Mission des Teams auf. Ein neuer politischer Alphabeterismus grassiert. Die Gründe dafür zu prüfen und Wege aus dem Dilemma aufzuzeigen, erweist sich nun als eigentliches Thema der Sozialdemokratie. Fraglich, ob ein neues Buch allein da weiterhülfe. Vielleicht könnte es immerhin einen Beitrag zur Genesung leisten.

IMPRESSUM

Redaktion NG/FH

Friedrich-Ebert-Stiftung
Hiroshimastraße 17
10785 Berlin
T (030) 26935 7151, -52, -53
F (030) 26935 9238
www.ng-fh.de
ng-fh@fes.de

Büro Chefredakteur NG/FH

Friedrich-Ebert-Stiftung
Godesberger Allee 149
53175 Bonn
T (0228) 883 7114, -17
F (0228) 883 9223

Verlag

Verlag J.H.W. Dietz
Nachfolger GmbH
Dreizehnmorgenweg 24
53175 Bonn
T (0228) 238083
F (0228) 234104
www.dietz-verlag.de

Anzeigen

Es gilt die Anzeigenpreisliste
Nr. 32 vom 4.1.2008
Mareike Malzbender
Verlag J.H.W. Dietz
Nachfolger GmbH
mareike.malzbender@
dietz-verlag.de

Gestaltungskonzept

tiff.any GmbH, Berlin

Satz, Lithografie, Druck und Verarbeitung

Limberg Druck GmbH, Kaarst

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von

Anke Fuchs, Sigmar Gabriel, Klaus Harpprecht,
Jürgen Kocka und Thomas Meyer

Redaktion

Thomas Meyer (Chefredakteur und verantwortlich),
Hanjo Kesting (Kultur), Dirk Kohn (Kritik, Schluss-
redaktion), Barbara Pfeffer (Büro Chefredakteur),
Klaus-Jürgen Scherer (Aktuelles, Thema),
Sonja Thränert (Fotos, Schlussredaktion),
Costa-Mario Kowalewsky (Internet),
Alessa Brochhagen (Praktikantin)

Redaktionsbeirat

Frank Benseler, Jürgen Burckhardt, Iring Fetscher,
Eckhard Fuhr, Susanne Gaschke, Horst von Gizycki,
Gerhard Hofmann, Richard Meng, Wolfgang Merkel,
Siegmar Mosdorf, Herfried Münkler, Karin Priester,
Evelyn Roll, Hans-Joachim Schabedoth,
Hermann Schwengel, Wolfgang Thierse, Volker Ullrich
und Christoph Zöpel

Bezugsbedingungen

Die NG/FH erscheint monatlich, wobei die Hefte 1+2
und 7+8 im Januar bzw. Juli als Doppelheft erscheinen.
Bezug durch den Buch- und Zeitschriftenhandel
oder den Verlag. Vertrieb: Heidemarie Pankratz
heidemarie.pankratz@dietz-verlag.de
ISSN 0177-6738.
Einzelheft: € 5,50 zzgl. Versand;
Doppelheft: € 10,80 zzgl. Versand;
Jahresabonnement: € 50,60 frei Haus.
Das Abonnement verlängert sich automatisch
um ein Kalenderjahr, wenn die Kündigung nicht bis
zum 31. Oktober erfolgt (Lieferende mit Heft 12).
In den Bezugspreisen sind 7 % Mehrwertsteuer
enthalten.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann
keine Gewähr übernommen werden.